

Nr. 214 Bromberg, den 19. September 1933.

Ein Roman aus Haiti von Hans Possendorf:

Damballa ruft!

(18. Fortsetzung. — (Nachdruck verboten.

Diane war seit jenen Schreckenstagen nie wieder in Port au Prince gewesen und verspürte auch kein Verlangen, je wieder dorthin zurückzukehren. Seit sie durch Olivers anonymen Brief an Sam erfahren hatte, daß er der Urheber ihres ganzen Unglücks gewesen, war schon mehr als ein Jahr vergangen, und die Befolgung des Gelübdes hatte Diane bis zur Unkenntlichkeit verändert. Auch ihr Geist umdüsterte sich immer mehr, weil den mystischen Beschwörungen, die Oliver zur Rückkehr nach Haiti zwingen sollten, bisher jeder Erfolg versagt geblieben war.

Die schwache Verbindung mit der Außenwelt und der Verkehr mit Dianes Vormund, dem Anwalt Henriquez, wurde nur durch Tristan aufrechterhalten. Ungefähr alle zwei Monate wanderte er nach Port au Prince hinunter, um die Gelder für Diane abzuholen. Die Beträge wurden jedesmal geringer, und der Rechtsanwalt wußte auch immer neue Gründe dafür anzugeben. Tristans Verdacht gegen Henriquez schenkte Diane keine Beachtung. Geld war ihr gleichgültig geworden. Was ihr Tristan brachte, warf sie achtlos in einen Kasten.

Eines Tages — Ende April 1917 — kam Tristan wieder einmal von einer Reise nach der Hauptstadt zurück.

Als der alte Mann vor Mama Zouzou und Diane hintrat, brach er in Tränen aus und sagte: „Ich bringe zwei schlimme Nachrichten. — Anwalt Henriquez hat alles, was meinem seligen Herrn gehörte, verkauft und hat mit dem Geld Haiti verlassen. Ich habe ihn ja schon immer im Verdacht gehabt, ein Betrüger zu sein. Nun hat Mademoiselle Diane alles verloren."

Diese Mitteilung machte auf Diane nicht den geringsten Eindruck. „Der ganze Kasten ist voll Geld", sagte sie gleichgültig. „Ich werde auch das nicht brauchen. Wozu soll mir noch mehr Geld dienen?" Sie wollte sich abwenden und gehen.

Da fragte Mama Zouzou den Diener: „Sprachst du nicht von zwei schlimmen Nachrichten? Welches ist die andere?"

„Die Amerikaner haben General Escandon gefangen, — durch Verrat im Schlaf überrumpelt und in Ketten nach Port au Prince gebracht", berichtete Tristan. „Sie beschuldigen ihn nicht nur der Aufreizung zum Aufstand — „Hochverrat" nennen es die Amerikaner! —, sondern auch des Giftmordes oder der Anstiftung dazu an mehr als zehn Personen. Ihr wißt ja, daß eine Anzahl von den allerschlimmsten Landesverrätern, die mit den Amerikanern gemeinsame Sache machten, im Laufe der letzten Monate auf rätselhafte Art gestorben sind. — In Port au Prince heißt es allgemein, daß Escandon zum Tode verurteilt werden würde."

Der Ausdruck von Dianes Gesicht war noch finsterer und härter als sonst geworden und sie sagte: „Es scheint so bestimmt zu sein, daß alle, die ich liebhabe, sterben müssen." Es war das erstemal, daß sich Diane über ihre Gefühle zu Pierre Escandon äußerte. Nachdem sie das gesagt, wendete sie sich ab und ging in den Wald.

Am Abend kehrte Diane nicht in die Hütte zurück. Auch am nächsten und übernächsten Tage blieb sie verschwunden. Angstvoll durchsuchten Mama Zouzou und Tristan die ganze Umgebung, ohne eine Spur von ihr zu entdecken.

Am dritten Tag fand sich Diane wieder ein, gab aber auf Fragen, wo sie gewesen, keinerlei Antwort und redete überhaupt so gut wie gar nichts mehr. Von ihrem Bußgewand waren nur noch ein paar Fetzen übrig, die ihr, von einer Schnur notdürftig zusammengehalten, um die Hüften hingen. In ihrer langen verwilderten Mähne hatten sich Blätter und kleine Zweige unlösbar verfangen. Diane glich jetzt fast einer Höhlenbewohnerin der Steinzeit.

*

Einige Tage darauf fand in Mama Zouzous Houmfort wieder ein großer Petro-Service statt. Der Tempel war zu klein, um alle Menschen zu fassen, die aus der Umgebung herbeigekommen waren. Viele Reihen tief standen sie noch draußen vor der Tür.

Unter peinlich genauer Befolgung aller Wudubräuche opferte die Priesterin in dieser Nacht einen großen Stier Als sie dann Damballa fragte, ob er zufrieden sei, gab d. Gott durch den Mund einer als Orakel gebrauchten Person, eines idiotischen Mädchen aus Goumas, eine deutliche verneinende Antwort und zu erkennen, daß er ein Menschenopfer verlange.

Mit angstvoll zitternder Stimme begann jetzt der Vorsänger einen düsteren Gesang. Dann fielen die anderen ein, und die Trommeln begleiteten mit ihrem unheimlichen Dröhnen die verzweifelte Frage der Gemeinde an den grausamen Gott:

Oh, Damballa! Oh, Damballa!
Ou té mandé poul, nou té bai ou.
Ou té mandé cabrit, nou té bai ou.
Ou té mandé bef, nou té bai ou.
Joudhui ou mandé cabrit sans corn!
Oh, Damballa, coté nou prend p'r bai ou?

Und immer und immer wiederholten sie diese Worte: „Oh, Damballa, du hast Hühner und Böcke und Rinder von uns verlangt, und wir haben dir alles gegeben. Nun verlangst du von uns einen Menschen. Woher, Damballa, sollen wir ihn nehmen?"

Da geschah etwas Überraschendes und Erschütterndes: Ein gellender Schrei übertönte plötzlich den düsteren Gesang und ließ die Gemeinde jäh verstummen; er war von Dianes Lippen gekommen. In wilder Ekstase hatte sie sich vor dem Altar auf die Knie geworfen, und nun rief sie, die Arme emporgereckt, den Kopf verzückt in den Nacken gelegt:

„Damballa, du hast mich gerufen! Hier bin ich, dein Opfer!"

— — — — — — — — — — — — — —

In dem gleichen Augenblick faßte Oliver Barring, der sich, dreitausend Kilometer von Mama Zouzous Houmfort

entfernt, seit Stunden schlaflos in dem Bett eines Chikagoer Hotelzimmers hin und her wälzte, einen Entschluß, mit dem er seit mehr als einem Jahr gerungen hatte: nach Haiti zurückzukehren, Dianes Verzeihung zu erflehen und sie, allen Widerständen zum Trotz, zu heiraten.

20.

Es war schon dunkel, als der von Newyork kommende Dampfer langsam in die Bucht von Port au Prince einlief. Die Passagiere hatten sich auf dem Promenadendeck zusammengefunden und schauten, auf die Reling gelehnt, nach den Lichtern der Stadt hinüber.

Abseits von allen anderen stand Oliver Barring. Die Ungewißheit, was ihm die nächsten Stunden und Tage bringen würden, folterte ihn bis zur Unerträglichkeit. Seit er Haiti verlassen, waren zwanzig Monate vergangen, und seit nahezu anderthalb Jahren hatte er nichts mehr von Diane gehört. In den seltenen Nachrichten, die Mister Sprink seiner Schwester, Olivers Mutter, gesandt, war Diane Touzard nie erwähnt worden. Erst in den letzten Wochen hatte aus Anlaß eines traurigen Ereignisses mehrmals ein direkter Briefwechsel zwischen Onkel und Neffen stattgefunden. Aber Mister Sprink hatte die Fragen Olivers nach Diane einfach unbeachtet gelassen. So schwebte Oliver also in völliger Ungewißheit über Dianes Aufenthaltsort und ihr Ergehen. Während der Überfahrt hatte ihn auch öfters eine jähe Angst gepackt, daß sie vielleicht gar nicht mehr am Leben sei. Nur mit einer Möglichkeit rechnete er nicht: daß sich Diane getröstet und geheiratet haben könnte; eine solche Befürchtung ließ seine Eitelkeit gar nicht aufkommen. —

Die Schiffsschraube stand jetzt still, und das Fahrzeug glitt lautlos über das Wasser hin. Ein leichter Wind trug dumpfes Trommeln herüber, das von fernher aus den Bergen zu kommen schien, — genau wie bei Olivers erster Ankunft vor zwei Jahren. Und nun tauchten die Ereignisse jenes Abends bis in alle Einzelheiten wieder in seiner Erinnerung auf, vor allem die gereizte Unterhaltung zwischen dem alten Spencer und dem Geschäftsreisenden Trewman über Haiti und seine Bewohner. Heute wußte Oliver, daß beide recht gehabt hatten: Die Haitianer waren freundlich, harmlos und lustig wie Kinder, aber auch ebenso verschlagen, unbeherrscht und grausam. Auch Mister Spencers unheimliche Andeutungen über Wudu und seine Götter, über Negermagie und über „Zombies“, die zu einem Scheinleben wiedererweckten Toten, fielen Oliver jetzt ein, und auch jenes Grauen fühlte er nun wieder, das ihn damals bei Spencers Erzählung gepackt hatte und das so stark gewesen war, daß er am liebsten gar nicht an Land gegangen wäre.

An alles das hatte er in der Zwischenzeit nie mehr gedacht, denn wenn seine Gedanken nach Haiti gewandert waren, so hatten sie nur das eine Ziel gehabt: Diane und immer Diane. Allein zwei Worte von den vielen, die Mister Spencer damals geredet, waren Oliver Barring nie mehr aus dem Sinn gegangen, hatten ihn verfolgt, ihm bei Tag und bei Nacht, im Wachen und im Traum immer wieder im Ohr geklungen, so deutlich bisweilen, daß er aus tiefem Schlaf emporgefahren war und geglaubt hatte, eine mahnende Stimme habe sie ihm zugeraunt: „Damballa ruft!“

Der erste Offizier des Schiffes, der mit Anordnungen für die Landung beschäftigt war, kam jetzt vorbei.

„Dürfen die Passagiere für Port au Prince heute noch von Bord gehen?“ fragte ihn Oliver.

„Selbstverständlich; wer sollte sie denn hindern?“

„Als ich das erste Mal hier ankam, mußten wir über Nacht noch an Bord bleiben, weil die Hafenbehörden schon Feierabend gemacht hatten.“

„Das war wohl noch vor der Besetzung Haitis?“ fragte der Offizier. Und als Oliver bejahte, meinte er lächelnd: „Diese Zustände sind ja nun glücklich überwunden. Jetzt herrscht amerikanische Ordnung im Niggerstaat.“ — —

Gleich im ersten Hotel, bei dem Oliver vorfuhr, fand er Unterkunft. Man wollte ihm mehrere Zimmer zur Auswahl zeigen.

„Geben Sie mir irgendeines“, sagte er ungeduldig. „Ich bin in Eile, weil ich noch einen dringenden Besuch zu machen habe.“ Und dann, während sein Gepäck hereingeschafft wurde, fragte er: „Wie kommt es denn, daß die Hotels nicht mehr mit amerikanischen Beamten und Offizieren überfüllt sind? Es müssen doch jetzt noch mehr hier sein als zu Anfang der Besetzung.“

„Jetzt wohnen nur noch wenige Amerikaner in Hotels und Pensionen“, erwiderte der Wirt. „Die meisten haben sich schöne Villen gemietet, ihre Möbel und ihre Frauen kommen lassen und sich behaglich eingerichtet — anscheinend für die Dauer.“

Ohne diese bissige Bemerkung zu beachten, sagte Oliver: „Lassen Sie meine Sachen nur aufs Zimmer schaffen! Alles andere können wir morgen erledigen.“

Dann verließ er das Hotel sofort wieder und fuhr mit dem Wagen, den er am Hafen genommen, gleich weiter nach Turgeau. —

Das Parktor der Touzardschen Villa war nicht verschlossen. Als Oliver den Vorgarten betrat, stürmten die Erinnerungen so mächtig auf ihn ein, daß er, von seinen Empfindungen überwältigt, für Augenblicke stehen blieb:

Hier an dieser Stelle hatten die zwei schrecklichen Körbe gestanden, aus denen Blut auf die Steinfliesen gesickert war; dort, zwei Schritte weiter, war er damals zusammengebrochen, und dann hatte er den Schwur getan, daß er Diane nie mehr verlassen und nur noch für sie leben wolle. Da drüben, links vom Hause, lag die Rasenfläche, über die Diane so oft zum Stelldichein mit ihm geschlichen war... —

Oliver ging weiter auf das Haus zu und sah, daß durch einen Fensterladen im Erdgeschoß Licht schimmerte. Als er an der Haustür klingelte, schlug ihm das Herz bis zum Hals: Vielleicht würde er in wenigen Sekunden Diane gegenüberstehen!

Ein eingeborener Diener öffnete und verbeugte sich höflich, als er einen Weißen vor sich sah.

„Ist Mademoiselle Touzard zu Hause?“ fragte Oliver mit vor Erregung halberstickter Stimme.

Der Schwarze blickte ihn ganz verständnislos an.

Oliver holte seine halbvergessenen Kenntnisse des Kreolischen aus der Erinnerung hervor und wiederholte seine Frage, so gut es ging, in dieser Sprache. Und als der Diener noch immer nicht zu begreifen schien, fragte er: „Wer ist denn der Besitzer dieses Hauses?“

„Das weiß ich nicht, Herr.“

„Aber du mußt doch wissen, wer hier wohnt, wenn du hier angestellt bist!“ rief Oliver ungeduldig.

„Ja, natürlich. Zwei amerikanische Familien haben das Haus vom Besitzer gemietet.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür eines Zimmers. Einer von den erwähnten amerikanischen Mietern trat über die Schwelle und fragte: „Wer ist denn da, Antoine?“

„Ein fremder Herr. Ich verstehe nicht, zu wem er will.“

Der Amerikaner ging nun bis zur Haustür, musterte den späten Besucher und wollte ihn nach seinem Begehren fragen. Aber in demselben Augenblick hatte er ihn schon erkannt: „Barring! Mensch! Du bist wieder in Haiti!“ Ralf Murray streckte Oliver die Hand entgegen und zog ihn in die Halle. „Wann bist du denn angekommen?“

„Ich... ich bin... vor einer Stunde bin ich angekommen.“ Oliver stammelte vor lauter Überraschung.

„Das ist aber nett, daß du mich gleich aufsuchst“, meinte Murray etwas verwundert über solchen Grad von Ungeduld. „Woher hast du denn so schnell meine Adresse erfahren?“

Jetzt hatte sich Oliver so weit gefaßt, daß er auf Murrays Vermutung, der Besuch gelte ihm, einging: „Ein Beamter vom Zollamt hat mir deine Adresse genannt“, log er.

„Ach so! Na, das ist ja nett. Komm nur herein! Meine Frau wird sich sehr freuen, dich kennenzulernen.“

„Wie? Du bist verheiratet? Seit wann denn?“

„Seit wenigen Wochen erst. Deshalb habe ich auch das Parterre dieser schönen Villa gemietet. Für einen Junggesellen wäre das doch wohl zu üppig.“

„Wem gehört denn das Haus?“ erkundigte sich Oliver.

Murray machte ein verwundertes Gesicht; es schien ihm unverständlich, weshalb Oliver jetzt bei dem Wiedersehen etwas so Gleichgültiges fragte, denn er hatte keine Ahnung von Olivers Beziehungen zu diesem Hause. „Ach, irgendeinem Nigger, der niemals hier gewohnt, sondern das Haus wohl nur als Spekulationsobjekt erworben hat“, antwortete er, um dann gleich wieder zu persönlichen Angelegenheiten überzugehen: „Du bist ja damals, vor anderthalb Jahren, — oder ist es noch länger her? — so plötzlich und ohne jeden Abschied von hier verschwunden, daß ich schon dachte, du wärst mir böse.“ (Fortsetzung folgt.)

Der weiße Einsiedler im afrikanischen Busch

Von Georg W. Cornelius.

Es ist wohl alles andere als angenehm, wenn mitten im rhodesischen Busch und zur Nachtzeit der schwarze Kraftwagenführer sich zu seinem weißen Fahrgast zurückwendet: „Herr, ich habe mich verfahren. Es bleibt nichts anderes übrig, als hier zu warten, bis es hell wird." Vielleicht fangen dann die Lachhyänen zu heulen an, wie Kinder, die um ihr Leben schreien. Vielleicht brechen sie mitten in ihrem Konzert ab, ihre davonschleichenden Schatten kreuzen das Strahlenbündel des Scheinwerfers, und der Schwarze flüstert: „Ein Löwe!"

So ging es kürzlich in der Nähe der Victoria-Fälle einem Amerikaner. Er war nicht nach Rhodesien gekommen, um Abenteuer zu erleben, wie so viele seiner sensationslüsternen Landsleute, sondern aus geschäftlichen Gründen. So atmete er auf, als plötzlich eine laute Stimme durch die Nacht rief: „Hallo, wer ist dort?" Und dann tauchte im Scheinwerferlicht ein Weißer auf, ein Mann mit langem grauen Vollbart. „Der weiße Zauberdoktor!" flüsterte der schwarze Kraftwagenführer, und nun erinnerte sich der Amerikaner, von jenem alten Engländer gehört zu haben, der hier irgendwo auf seiner Farm sitzen sollte, allein und von der Außenwelt abgeschnitten, für die er eines der wenigen Geheimnisse war, die Afrika noch barg.

„Hallo", trat der Alte an den Wagen. „Wollen Sie die Nacht hier draußen zubringen? Ich hörte drüben die Hyänen heulen und dachte mir, daß hier ein Mensch sein müßte. Kommen Sie zu mir hinüber!" Der Amerikaner ließ sich nicht lange bitten. Willkommener konnte ihm die unerwartete Begegnung nicht sein.

Dem Amerikaner brachte die Nacht ein völlig unerwartetes Erlebnis. Er lernte das Heim des Einsiedlers kennen, über den in Rhodesien eigenartige Gerüchte umliefen. An die 50 Quadratkilometer sollte das Gebiet groß sein, das dem Engländer gehörte. Er bestellte es nicht, sondern ließ es als Wildreservat in jungfräulichem Zustande, eifersüchtig darüber wachend, daß kein Fremder darin jagte. Vierzig Jahr lang lebte der Einsiedler schon hier, und keine einzige Frau sollte jemals seinen Besitz betreten haben. Drüben auf dem Postamt in Wankie wußte man, daß er in Briefwechsel mit gelehrten Gesellschaften in England stand. Die Nächte verbrachte er angeblich zum größten Teil in der von ihm selbst erbauten Sternwarte am Teleskop. Das Gerücht wollte wissen, daß der Einsiedler den Busch und seine Tierwelt besser kannte als jeder andere Mensch. Er konnte angeblich sogar von einem fliegenden Vogel sagen, ob das Tier von der Tränke kam oder sie aufsuchte. Ein Rudel dänischer Doggen waren seine einzigen Gesellschafter und gleichzeitig ein besserer Schutz gegen Ruhestörer als jede Waffe.

Trotz seiner offensichtlichen Menschenscheu schien der Einsiedler in dieser Nacht die Gesellschaft eines gebildeten Weißen als wohltuend zu empfinden. Er hatte vielleicht das Bedürfnis, sich nach langen Jahren wieder einem Menschen gegenüber auszusprechen. So führte er den Besuch in sein Wohnzimmer, das nicht viel anders aussah als der Arbeitsraum eines Gelehrten mit langen Bücherreihen an den Wänden. Und dann erzählte er ein wenig unzusammenhängend und sprunghaft aus seinem Leben: Er war siebzig Jahre alt und fühlte sich nur im engen Zusammenleben mit der Natur wohl. Sein Wildreservat, das sämtliche Vertreter der afrikanischen Tierwelt aufwies, war sein Stolz. Menschen? Nein, mit denen war am besten umzugehen, wenn man sie nicht sah. Er war nicht nur Zoologe und Astronom, sondern auch Geologe und Botaniker. Einige Akademien hatten ihn zu ihrem korrespondierenden Mitglied ernannt. Ob er später noch einmal in die Welt zurückkehren wolle? Nein, auf keinen Fall. Denn er kannte sie. „Als ich vier Jahre Oxford hinter mir hatte, war ich das, was man dort einen vollendeten Gentleman nennt. Ich führte das traditionelle Leben eines wohlhabenden jungen Engländers, dessen Angelpunkte Golf, Jagd, Tanz und Klub sind. Und dann fiel es mir eines Tages ein, nach Afrika auf die Löwenjagd zu gehen. Das galt damals als gentlemanlike. Ich besaß Geld genug, um mir den Sport leisten, um mich mit allem ausrüsten zu können, was für eine derartige Jagdexpedition als unerläßlich betrachtet wurde, vom Whisky bis zur besten Büchse.

Das erste Tier, das ich schoß, schien nur darauf gewartet zu haben, mir als Zielscheibe dienen zu dürfen: eine Löwin. Ich jagte ihr aus sechzig Meter Entfernung eine Kugel durch die Rippen. Sie sprang auf, stand einen Augenblick still und fiel dann tot zur Seite. Anständiger konnte sie nach meiner damaligen Ansicht nicht sterben.

Bald darauf verfolgte ich, meinen Leuten ein wenig voraus, ein paar Wasserböcke. Ich wollte schon anlegen, als der Wind mir eine eigenartige Witterung zutrug. Ich setzt die Büchse ab und sah, daß ich nicht allein Jagd auf die Wasserböcke gemacht hatte. Löwen! Links von mir ein paar, rechts ebenso viel. Sie schienen über die unerwartete Begegnung ebenso erstaunt wie ich selbst. Ich dachte zuerst einen Augenblick daran, die Büchse an die Schulter zu reißen und dem nächsten eine Kugel durchs Fell zu jagen. Dann verwarf ich den unsinnigen Gedanken, denn wenn ich auch ein Tier tötete, so zerrissen mich doch die anderen. So stand ich regungslos, und wir starrten uns an.

Wie lange, weiß ich nicht. Mir schien es eine Ewigkeit. Meine Nerven waren am Versagen, als plötzlich ein alter Mähnenträger sich wandte und langsam davonschlich. Die anderen folgten ihm, ohne sich um mich zu kümmern. Und dann . . . dann verlor ich eben doch noch meine Nerven, obwohl für mich keine Gefahr mehr vorhanden war: Als das letzte Tier ungefähr fünfzig Meter von mir entfernt war, jagte ich ihm einen Schuß nach. Der Löwe zeichnete und verschwand im Busch. Ich wartete auf meine Schwarzen und verfolgte die Schweißspur. Wir fanden das Tier kaum hundert Meter weiter. Es lag im Sterben. Es starrte mich an. Eine Anklage schien in seinem Blick zu liegen. Dann fiel sein Kopf schlaff zur Seite.

Es war der letzte Löwe, den ich geschossen habe. Ich traf am gleichen Tage noch alle Vorbereitungen, um nach England zurückzukehren. Ein Jahr später war ich wieder hier. Diesmal ohne Waffen. Dafür brachte ich das mit, was Sie hier sehen, Bücher und Instrumente."

Ob es der letzte Blick des Löwen allein war, der die Wandlung im Leben des Engländers herbeiführte oder ob das Erlebnis mit dem sterbenden Tier nur den Anstoß bildete, um dem natürlichen Hang des einstigen „Gentlemans" für die Einsamkeit zum Sieg über den oberflächlichen Gesellschaftsmenschen zu verhelfen, konnte der Amerikaner nicht erkennen. Welche Rolle spielte die Frau im Leben dieses Einsiedlers, dessen Besitz angeblich von keinem weiblichen Wesen je betreten worden war? Was bedeutete jenes Bild, das einen jungen Mann — zweifellos den Gastgeber — und ein Mädchen darstellte? Fragen waren wohl überflüssig, denn dem Amerikaner wollte es scheinen, als bereute der Einsame schon, in einer schwachen Stunde zuviel aus seinem Leben erzählt zu haben.

Als beide sich am nächsten Morgen trennten, schien der Einsiedler ungeduldig darauf zu warten, daß der Wagen des Fremden im Busch untertauchte. Die Einsamkeit, die den Engländer vierzig Jahre lang besessen hatte, um ihn in der Nacht für ein paar Stunden an die Außenwelt zu verlieren, ergriff wieder Besitz von ihm. Der Amerikaner konnte verstehen, daß mancher andere alles von sich werfen würde, wenn er mit dem Einsiedler im afrikanischen Busch hätte tauschen können.

Die Benefiz-Heirat.

Eine lustige Theatergeschichte aus vergangenen Tagen von Victor Merbitz.

Direktor Hartmann, der Beherrscher des Stadttheaters in Reval, brummte nicht gerade erfreut in seinen Bart, Marke Fußsack, und Jacko, sein talentierter Papagei, machte ein schiefes Köpfchen. Im Vorzimmer grollte vernehmlich ein sonorer Baß. Natürlich da war er wieder, der „Heldenvater" Körner. Direktor und Papagei wußten, was nun folgen würde. Jacko pfiff ärgerlich. Jetzt kam wieder das ihm wortwörtlich bis zum Überdruß bekannte Gespräch. Zu langweilig! Jacko beschloß die Sache diesmal abzukürzen.

Gewichtigen Schrittes betrat der Heldenvater das Zimmer und öffnete den Mund zur gewohnten Ansprache. Aber Jacko war schneller, genau im Tonfalle des Biedermannes

rief er laut und vernehmlich: „Guten Morgen, Herr Direktor! Bitte Vorschuß."

Die beiden Herren waren starr, brachen dann aber in ein herzliches Gelächter aus. Jacko lachte mit, turnte in seinem Käfig herum und verlangte sofort als Belohnung für den guten Witz: „Jacko Köpfchen kratzen!"

Direktor Hartmann tat ihm den Gefallen und wandte sich dann an den Mimen: „Na, lieber Körner, Jacko wird wohl die Lage richtig erkannt haben?"

Der liebe Körner konnte nicht leugnen. Nun wurde aber der Direktor ernst: „Ja, lieber Körner, das geht doch nicht so weiter, das ewige Schuldenmachen! . . ." Und er hielt dem Schauspieler eine Standpauke.

Körner war geknickt. Er war ein guter Mensch und hätte schon seinem verehrten Direktor zu Liebe gern in „geordneten Verhältnissen" gelebt, aber als Künstler und Junggeselle wußte er wahrhaftig nicht, wie er es anstellen sollte.

Direktor Hartmann wußte es eigentlich auch nicht. Aber plötzlich ging ein humorvolles Leuchten über seine Züge, er ergriff ein Buch, das auf seinem Schreibtisch gelegen hatte, drückte es dem erstaunten Mimen in die Hand und schob ihn zur Tür hinaus mit den Worten: „Hier, mein lieber Körner, lesen Sie mal in diesem alten Theateralmanach die Geschichte vom Schauspieler Zimmermann durch, vielleicht finden Sie da eine Anregung, wie Ihnen geholfen werden kann." Und der gute Körner fand Anregung. —

Die Geschichte aber lautete kurz folgendermaßen: Zur Zeit, als der Dichter Kotzebue das Revaler Theater leitete, war dessen besonderer Liebling der Schauspieler Zimmermann. Der geniale, aber leichtsinnige Mime wußte eines Tages vor Schulden wieder nicht ein noch aus. Da kam er auf einen verrückten Einfall, den er ebenso verrückt ausführte. Er ließ sich mit seiner Magd, einer nicht besonders hübschen, etwas einfältigen, aber treuen und gutherzigen Estin, aufbieten, ohne dieser zuvor etwas zu sagen, und als sie dann in der Kirche diese verblüffende Tatsache erfuhr, erklärte er ihr kurz: „Kind, sei nicht dumm! Ich heirate dich, aber nicht aus Liebe, sondern bloß um meiner Schulden willen. Wenn einer von uns Mimen Hochzeit macht, so bekommt er ein Benefiz, das ist altes Herkommen hier. Heute über drei Wochen findet unsere Trauung statt, am Abend habe ich die Einnahme und bezahle meine Schulden. Alles übrige bleibt nach wie vor der Hochzeit beim alten."

Die Estin begriff und gab sich zufrieden. Die Hochzeit wurde gefeiert; am Abend war das Haus überfüllt, und Zimmermann hatte vor seinen Gläubigern Ruhe. Die treue Magd aber blieb ihm gehorsam wie zuvor und pflegte ihn bis an sein Ende. —

„Aha", dachte Körner, „was Zimmermann konnte, kann Körner auch!" Darauf, daß der Direktor unter der Anregung nur den Gedanken einer solchen soliden Ehe gemeint haben könnte, kam er nicht, vielmehr beschloß er alles so zu machen wie Zimmermann.

Eine unschöne, einfältige Magd hatte er nun allerdings nicht, dafür aber eine „filia hospitalis", die nichts weniger als dumm und dazu recht hübsch war, was Körner durchaus nicht störend fand.

So ging er denn hin, bestellte heimlich sein Aufgebot und erbat sich ein Hochzeitsbenefiz. Am Sonntage darauf aber bat er, wie Zimmermann, seine Zukünftige, doch in die Olaikirche zu gehen und wohl aufzumerken, wer dort aufgeboten würde.

Lieblich lächelnd willfahrte die Holde seiner Bitte. Aber wehe, wehe, wie kehrte sie zurück! Vor dem harmlos dreinblickenden Körner stand plötzlich der helle Zorn in Person und rang nach Worten. Da diese sich aber nicht so gleich einstellen wollten, vollführten, ehe sich Körner dessen versah, fünf Rosenfingerchen einstweilen ein erhebliches Geklatsche auf seiner Wange.

Nach diesem kräftigen Blitzeinschlag ließ denn auch das dazugehörige Donnerwetter nicht mehr auf sich warten. Es prasselte gewaltig, und dem leichtfertigen Mimen wurde eindringlich klar gemacht, was für ein niederträchtiges Subjekt er eigentlich sei.

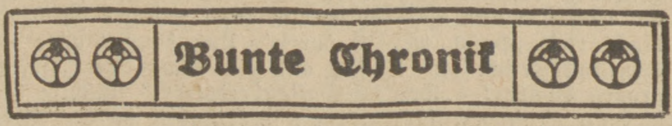
Aber jedes Donnerwetter nimmt einmal ein Ende, und der nachfolgende tränenschwere Landregen ließ endlich auch Körner zu Worte kommen. Dem hatte die energische junge Dame gewaltig imponiert, und er begriff plötzlich: Das war tatsächlich die rechte Frau für ihn und sein unüberlegter Streich der klügste seines Lebens.

Das alles sagte er ihr denn auch klar und ohne Umschweife. Aus dem Heldenvater wurde ein feuriger „Liebhaber", der von seiner himmelhohen Liebe, seiner Schüchternheit und allem möglichen schwärmte, nur nicht von seinen Schulden und dem Benefiz. Somit wich er erheblich von seinem Vorbilde ab.

Nun, und da die kleinen Mädchen nun einmal alle von jeher die Güte in Erbpacht genommen haben und außerdem ein Schauspieler in der Hand immer noch besser ist als zehn Grafen auf dem Dach, so ward auch diesem Sünder Vergebung: Die Hochzeit fand statt, auch das Benefiz.

Körner blieb noch viele Jahrzehnte bei seinem Direktor in Reval, und Jacko lernte mit der Zeit ihn mit dem Willkommengruß empfangen: „Guten Morgen, Herr Direktor! Hurra, ein Junge!"

Und wenn das auch nicht immer stimmte, so ist doch ersichtlich dieser „Benefiz-Hochzeit" ein rechte „Benefiz-Ehe" gefolgt.



Der Matador mit dem Rasiermesser.

Auf einem großen Viehmarkt in der portugiesischen Stadt Sobral in der Nähe von Lissabon rissen sich zehn Bullen los und gingen durch. Anläßlich des Markttages sollten zahlreiche Volksbelustigungen geboten werden, so daß die Straßen mit Menschen gefüllt waren, die von nah und fern herbeiströmten. Die wütenden Bullen drangen in die Kaffeehäuser und Schaubuden ein und richteten eine ungeheure Panik an. Laut schreiend rannten die aufgeregten Menschen durcheinander und ergriffen in heillosem Schrecken vor den Tieren die Flucht. Mehr als vierzig Menschen wurden in dem Durcheinaeder verletzt. Endlich gelang es einem beherzten Barbier, die kopflosen Menschen zu beruhigen und ein paar mutige Männer um sich zu sammeln, die die Tiere einfangen halfen. Kühn stellte er sich einem angreifenden Bullen in den Weg und durchschnitt ihm mit einem schnellen, wohlgezielten Strich seines Rasiermessers die Halsschlagader. Das mächtige Tier stürzte tödlich getroffen zu Boden, und endlich kamen auch die übrigen Menschen zu sich und fingen gemeinsam die Ausreißer ein, wobei es natürlich nicht ohne komische Szenen und gefährliche Torerokunststücke abging.



Vor dem Gebrauch zu schütteln . . .!



„Aber, Anna, wie können Sie nur das Kind so schütteln!?"

„Ja, gnädige Frau, ich hab' ihm die Medizin gegeben, vergaß aber, dieselbe zuvor zu schütteln!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.